



JUDGE A BOOK BY ITS COVER

Der Autor Thomas Steinfeld hat die Wildgans in seinem jüngsten Buch als „Sehnsuchtstier“ und „Chiffre einer Welt im Umbruch“ bezeichnet – sind das etwa Wildgänse in Schwarzweiß auf dem Cover einer Sammlung von Reisereportagen und Essays des großen Alltagsbebrüters Karl Ove Knausgård? Passt schon fast zu gut, man denkt, nur kurz das Bild betrachtend, an Kitsch Noir. Genauer geschaut: offenbar doch andere Vögel: Stare – im Innern des Buches finden sich dann auch Essays zwischen Alltag und Metaphysik, die heute fast interessanter, zeitgemäßer scheinen als das Knausgårdsche autofiktionale Großprojekt.

Karl Ove Knausgård: **Im Augenblick.** Reisen. Essays. Reportagen. Aus d. Norwegischen von Paul Berf. Luchterhand, 848 Seiten, 38 Euro

Helga Schubert ist eine Meisterin der Autofiktion

Luft zum Leben“ lautet der Titel des neuen Buchs von Helga Schubert. Darin enthalten sind Kurzerzählungen, Aufsätze und Vorträge. Viele Vignetten könnten Tagebucheinträge sein, sind lakonisch und nüchtern erzählt. Immer wieder geht es um Leben und Tod, um das Gebären und das Geborenwerden. Viele der versammelten Texte aus 65 Jahren wurden bereits zu DDR-Zeiten geschrieben. Schuberts Karriere ist in jeder Hinsicht bemerkenswert, denn die 1940 geborene Autorin schrieb schon früh, geriet zu DDR-Zeiten ins Stasi-Visier. Liest man die unter Verschluss gehaltenen Texte nun, erscheint bemerkenswert, wie das biografische Material sich zu Geschichten fügt; wie schonungslos mit Themen wie der ungewollten Mutterschaft umgegangen wird. Dass Frauen seit den 1960er-Jahren – in Frankreich, Dänemark, in der BRD und in der DDR – autofiktional schreiben und ihr Leben in Texten verhandeln, das scheint doch bemerkenswert: Themen, Motive, Niederlagen und Opfer – sie ähneln sich sehr. Was die Schonungslosigkeit anbelangt, steht Schubert Annie Ernaux oder Tove Ditlevsen in nichts nach. Herausragend ist der Text „Frauenwürde“, der die Geburt des eigenen Frauseins vor dem Hintergrund des qualvollen Todes der Großmutter schildert. Das Fremde, das in einem wächst. Mal ein Embryo, mal der Krebs. Schubert ringt, wie es sich für ein Alterswerk gehört, in ihren Texten mit dem Tod. Und mit dem Fortleben, im geschriebenen Wort.

MARLEN HOBRACK



Helga Schubert: **Luft zum Leben.** Geschichten vom Übergang. DTV, 288 Seiten, 24 Euro

Lina Schwenk erzählt von seelischen Wunden

Mit diesem Roman betreten wir modrige Keller und Bunker, steigen hinab in das Schweigen der Nachkriegszeit. „Blinde Geister“ erzählt ein Familienleben aus Sicht der Tochter Olivia. Karl und Rita, die Eltern, vergraben ihre Erinnerungen und schaffen eine stille Normalität: geordnete Tischgespräche, Ausfahrten ans Meer, Alltag. Gleichzeitig üben sie mit ihren Töchtern den Ernstfall und gehen aus Angst vor einem Krieg rituell in den Keller. Dieser Akt wird für Olivia zu kindlicher Geborgenheit. Doch die Geister des Krieges kamen auch zurück, sie zeigen sich in Olivias psychischer Erkrankung, die sie in der Klinik zu bewältigen versucht, in rastlosen Nächten – transgenerational weitergegeben wie seelisches Erbgut. Das Unsagbare platziert sich auch sprachlich: Schwenk deutet mehr an als sie erklärt, und setzt Leeräume, die wir selbst füllen müssen. Wiederkehrende Bilder, wie Kellergänge oder Szenen im Bunker, erzeugen einen sprachlichen Nebel, der sich nicht vollständig auflöst. „Woher soll ich die Worte nehmen, wenn sie vorher nicht gefallen sind?“, fragt Olivia. Unter der Kürze des Romans leidet die psychologische Tiefe nicht – im Gegenteil: Die erzählerische Verdichtung einer ganzen Familie ist bemerkenswert. Kein Zufall, dass Lina Schwenk, die Ärztin von Beruf ist, mit diesem Roman auf der Longlist des Deutschen Buchpreises 2025 stand und weitere Auszeichnungen erhielt. „Blinde Geister“ erzählt von vererbten Ängsten und blinden Flecken.

CYNTHIA CORNELIUS



Lina Schwenk: **Blinde Geister.** C.H. Beck, 191 Seiten, 24 Euro

Friedrich Ani kennt das Fremde in der Heimat

In den Kriminalromanen des Friedrich Ani, die keine Kriminalromane sind, sondern große Welterzählungen, werden nicht nur ständig Menschen vermisst, es laufen auch Leute herum wie Menschen ohne Zuhause, die sich ständig in den Arm nehmen müssen, weil sie die Welt nicht mehr aushalten. Stundenlang tun sie das manchmal. Und man wunderte sich immer, wie der Mann sich derart damit auskannte, dass man ihn schon zu Deutschlands erstem Einsamkeitsminister ernennen wollte. Man muss sich nicht lange im Roman „Schlupfwinkel“ aufgehalten haben, in Friedrich Anis „Fantasien über eine fremde Heimat“, dann weiß man es. Ani ist als Sohn zweier Fremdlinge in Kochel am See aufgewachsen. Die Mutter kam mit ihren Eltern aus Schlesien nach Bayern, der Vater, der Medizin studierte, aus Syrien ans oberbayerische Goethe-Institut. Eine nahe Fernbeziehung. „Umarmen“, heißt es in „Schlupfwinkel“, „zählte nicht zu den Verhaltensweisen in den Zimmern meiner Herkunft.“ Der Fritz sitzt zwischen den Zimmern. Allein. Züchtet in der Stille, die sein Leben ist, sein Schweigen. Schreibt. Erfindet aus einem Wortschatz aus Schweigen eine eigene Sprache, die er nutzt „für die Umwandlung der genormten Wirklichkeit in eine eigene“. „Schlupfwinkel“ ist ein melancholisches Elternbuch, eins ohne Abrechnung, voller Staunen und Wut gegen sich selbst. Man möchte es ständig dabei haben. In den Arm nehmen.

ELMAR KREKELER



Friedrich Ani: **Schlupfwinkel.** Suhrkamp, 128 S., 18 Euro

Aldous Huxley produziert Solarstrom

Längst sind sie eine Masche auf dem Buchmarkt geworden, diese dünnen Bücher (unter 100 Seiten und 12 oder 14 Euro teuer), die zum Impulskauf einladen, weil ihre – meist toten – Autoren weise Botschaften aus der Vergangenheit für drängende Fragen unserer Gegenwart versprechen. Mal ist es ein leider aktueller Vortrag von Theodor W. Adorno zum Antisemitismus, mal ein Aufsatz von Umberto Eco über Faschismus. Aktuell klärt uns Aldous Huxley scheinbar prophetisch über den Totalitarismus der Big-Tech-Branche auf, ihre Neigung zu Monopolbildung und Massenmanipulation. Der Essay mit dem Titel „Zeit der Oligarchen“ erschien im Original 1946 unter dem blassen Titel „Science, Liberty and Peace“. Huxley (1894 bis 1963), der sich mit Romansatiren auf die englische Upper-Class als Journalist und vor allem mit seiner Anti-Utopie „Schöne neue Welt“ einen Namen gemacht hat, thematisiert in seinem Essay hegemoniale Tendenzen in Politik und Wirtschaft, zu Huxleys Zeiten ist letzteres vor allem die Ölindustrie. Wie bei der Ernährung sollten sich Länder bei der Energieversorgung nicht zu sehr von einer einzigen Bezugsquelle abhängig machen, schreibt Huxley und kommt auf drei von 90 Seiten auf Windturbinen und Sonnenenergie zu sprechen, die sich als Alternativen zum Erdöl anböten. Wenn das allein keinen Werbespruch von Ex-Vizekanzler Robert Habeck rechtfertigt, dachte sich der Hanser-Verlag – bekam ihn und druckte ihn auf den Buchdeckel.

MARC REICHWEIN



Aldous Huxley: **Zeit der Oligarchen.** Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer. Hanser, 90 Seiten, 14 Euro

Taffy Brodesser-Akner kennt Geld, das Unglück bringt

Reiche Menschen werden manchmal Opfer von Kidnapping. Meist zahlen die Familien ein Lösegeld, selten nicht oder, wie im Fall des Enkelsohns von Tycoon J. Paul Getty, nur die Summe, die von der Steuer absetzbar ist. Im Roman „Die Fletchers von Long Island“ der „New York Times“-Journalistin Taffy Brodesser-Akner wird der Geschäftsmann Carl Fletcher von der „Organisation Freiheitskämpfer für das Kalifat Palästina im Jordantal“ entführt. Es ist das Jahr 1983, die Entführer schnappen ihn morgens auf dem Weg zur Arbeit. Eine Woche später kommt er wieder frei – und zurück in den Alltag des fiktiven, zu 50 Prozent jüdischen Vororts Middle Rock auf Long Island, wo die Reichen am Wasser leben und die Armen landeinwärts. Auch die Fletchers leben in der Gewissheit, dass Geld schützt. Und doch merken sie 40 Jahre später auf einer Trauerfeier: Alle sind irgendwie kaputt, angstzerfressen, nie über die Entführung hinweggekommen. Geld ist die Achillesferse derer, die es haben, und insbesondere, wenn sie jüdisch sind, kann es ihnen jederzeit weggenommen werden, wie schon Carls Vater Zelig Fletcher wusste, der 1942 während des Holocaust von Polen in die USA geflohen war. Die „New York Times“ nannte „Die Fletchers von Long Island“ zu Recht eine wunderbare „Big American Reform Jewish novel“, lustig, jüdisch im allerbesten Sinne, üppig, pathologisch, von der Vergangenheit getrieben, tragisch und trotzdem unfassbar komisch.

SARAH PINES



Taffy Brodesser-Akner: **Die Fletchers von Long Island.** Aus dem Englischen von Sophie Zeitz. Eichborn, 576 Seiten, 25 Euro

Eva Schmidt bietet der Einsamkeit die Stirn

Im Alltag das Unalltägliche, im Banalen und vermeintlich Immergleichen das Besondere zu erkennen, scheint für die Erzählliteratur nicht sonderlich verlockend. Braucht es nicht originelle Plots oder sich ereignende „unerhörte Begebenheiten“, wie Goethe über die Novelle schrieb? Die Bildende Kunst hat es da leichter; sie bannt seit barocken Zeiten auch die unspektakulären Dinge auf die Leinwand, freilich gern religiös aufgeladen. Als erzählerisches Stillleben könnte man Eva Schmidts neuen Roman lesen, in doppelter Hinsicht bezeichnen. Ihre Protagonistin Rosa ist im Ruhestand, früher war sie Krankenpflegerin, jetzt hat sie sich nur noch um ihren altersschwachen Hund und ihre ebenfalls stark abbauende, verbitterte Mutter zu kümmern. Rosas Leben ist ganz konkret leerer geworden, seit ihr späterer Lebensgefährte Fred („Der beste Freund, den ich jemals hatte“) überraschend starb und ihr als kurioses Vermächtnis einen Campingbus hinterließ, mit dem Rosa noch nie gefahren ist. Die Vorarlbergerin Eva Schmidt, Jahrgang 1952, die nach langer Schreibpause mit „Ein langes Jahr“ und „Die untalentierte Lügnerin“ zurückkehrte, führt in „Neben Fremden“ ihre virtuose Kunst fort, dem scheinbar ereignislosen Dasein schreibend seinen verborgenen Sinn zu entwinden. Einsamkeit, Verlust, Trauer und Neuanfang sind die großen Themen dieses kleinen Büchleins. Bei Rosa beginnt alles damit, dass sie sich hinter das Steuer ihres Ungetüms setzt und einfach losfährt.

RICHARD KÄMMERLINGS



Eva Schmidt: **Neben Fremden.** Jung und Jung, 182 Seiten, 24 Euro

Dorothy Thompson sieht die Nazis kommen

Fünftehtausend Menschen drängen sich im Berliner Sportpalast“, notiert Dorothy Thompson im Mai 1931 anlässlich einer Kundgebung des „verhutzelten, klumpfüßigen und frenetischen“ Joseph Goebbels – zwölf Jahre vor seiner berühmten Rede an gleichem Ort. Thompson war eine Ikone des US-Journalismus. Als erste Frau überhaupt berichtete sie aus Berlin als leitende Korrespondentin für die renommierte „Saturday Evening Post“. Nachdem sie Ende 1931 ein Interview mit Hitler geführt hatte, veröffentlichte sie im Jahr darauf ein Buch namens „I saw Hitler!“, das der noch junge Wiener Verlag „Das vergessene Buch“ bereits vor zwei Jahren neu aufgelegt hat. Mit „Das Ende der Demokratie“ bringt selbiger Verlag nun einen Band mit elf Reportagen Thompsons aus den Jahren 1931 und 32 heraus. Darin zeichnet die aufmerksam beobachtende Journalistin das Psychogramm eines am Abgrund taumelnden Landes, das die Weimarer Republik als ein „Symbol der Niederlage“ von 1918 wahrnahm. In seinem instruktiven Nachwort ordnet Herausgeber Oliver Lubrich die Reportagen in die damalige politische Großwetterlage ein und betont die im Land grassierende „psychische Verunsicherung, welche die ökonomische Krise entscheidend verschärfte“. Virtuos verfasst und von bedrückender Aktualität; aus Thompsons Reportagen blitzt die Erkenntnis, dass die Vergangenheit nie tot ist. Sie ist, wie William Faulkner schon wusste, noch nicht einmal vergangen.

JENS ULRICH ECKHARD



Dorothy Thompson: **Das Ende der Demokratie.** Das vergessene Buch, 432 Seiten, 27 Euro

Tommaso Landolfi macht eine finstere Entdeckung

Italien gegen Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Deutschen weichen vor den alliierten Truppen zurück. Ein bewaffneter Italiener, der seine Kameraden verloren hat, entdeckt auf einer verlassenen Hochfläche einen heruntergekommenen Adelssitz. Zwei knurrende Wolfshunde halten ihn nicht davon ab, in dieses Schloss „der Verfinsterung“ einzudringen und es nach und nach gleichsam Schicht um Schicht und Geschichte um Geschichte zu erkunden. Ein ebenfalls bewaffneter Alter – nur so wird er genannt – duldet stumm den Eindringling, bietet ihm ein einfaches Mahl und eine Schlafstelle an. Wer mag, kann entdecken, dass er sich inmitten einer großen literarischen Anspielung befindet: In Arno Schmidts herbeizitiert Übersetzung von Edgar Allan Poes „Der Fall des Hauses Usher“. Tommaso Landolfi, der immer mal wieder zu Unrecht vergessene, aus italienischem Adel stammende Autor dieser 1947 zuerst erschienenen „Herbsterzählung“, hält aber die Zügel seines Textes straff in eigener Hand, auch in der Schreckensgeschichte einer Vergewaltigung. Die unheimliche Atmosphäre, die späte Begegnung mit Lucia, der Tochter des Hauses, und Landolfis kristalline Sprache ziehen in ihren unheimlichen Bann. Der Verlag hat diese Erzählung, die das Format eines kleinen Romans hat, mit Sorgfalt ediert, und er hat dem Buch ein kluges, glänzend geschriebenes Nachwort von Andreas Isenschmid beigefügt, das den literarischen Rang dieser Prosa auf das Schönste bestätigt.

HERBERT WIESNER



Tommaso Landolfi: **Herbsterzählung.** Aus dem Italienischen von Heinz Riedt. Nimbus, 160 Seiten, 24,80 Euro

SMALLTALK

Ein neuer Irving?

Klingelt da was?

Und die Esther im Roman?

Ein historischer Roman?

Ein symbolisches Jahr?

Irving lebt heute in Kanada?

Ja! „Königin Esther“, sein inzwischen 15. Roman. Jimmy Winslow kommt zum Studium von New Hampshire nach Wien. Dort ist er auf der Suche nach seiner leiblichen Mutter: Esther Nacht.

Ja, schon. Denn die Figur ist natürlich inspiriert von der jüdischen Esther aus dem Alten Testament, der Königin, die durch Mut und Klugheit das jüdische Volk vor der Vernichtung durch Haman, den Ratgeber des persischen Königs, rettet.

Sie wächst im Waisenhaus St. Clouds in Maine bei Dr. Larch auf – den kennen wir noch aus „Gottes Werk und Teufels Beitrag“. Später sucht Esther ihre Wurzeln in Wien und reist ins britische Mandatsgebiet Palästina, wo sie die Gründung Israels erlebt.

Ja, sagt Irving in Interviews, zumindest in Teilen. Esther kämpft in den israelischen Armee IDF, später im Mossad. Die Handlung endet 1981.

Ja. Es war laut Irving die Zeit, in der viele seiner linken, israelischen Freunde die rechtsgerichtete Likud-Regierung von Menachem Begin dafür kritisierten, dass sie den Siedlungsbau im Westjordanland beschleunigte.

Schon seit 2019. Kürzlich erklärte er, dass er mit „Esther“ keine Lesereise in den USA unternehmen werde – als Protest gegen die Trump-Regierung.

John Irving: Königin Esther. Aus dem Englischen von Peter Torberg und Eva Regul. Diogenes, 560 Seiten, 32 Euro